

# Der Anzeiger.

Grand Island, Nebraska.

## Die Aufgaben Gladstone's.

Seit langer Zeit ist kein neues Ministerium in England ins Leben getreten. Dem eine so große und schwierige Aufgabe gestellt wurde—oder besser gesagt, dessen Premier sich selbst eine solche gestellt hat—wie das Ministerium Gladstone.

Man kann nicht sagen, daß es unter günstigen Verhältnissen ins Leben tritt. Seine Majorität im Haus ist gering, ist bunt zusammengesetzt und keineswegs von festem Zusammenhalt. Die großen Forderungen der Irländer und Radikalen und die ganze Neigung zu unmaßlosen Zugeständnissen für die „Home Rule“ Irlands seitens der englischen Liberalen wird das Ausstellen einer alten Seiten nehmen, „Home Rule“ Formel außerordentlich für Gladstone erschweren.

Doch das wußte man im Voraus. Unverändert aber kam es, daß schon die Bildung des Kabinetts zwei jener Forderungen mit Unzufriedenheit erfüllt. Die Minister, welche sich Gladstone zugesellt, sind alte, wenigstens erprobte Partei Genossen von ihm, einzelne waren schon in seinen früheren Kabinetten, nur wenige sind ganz neu. Aber die Radikalen sind unzufrieden, daß kein Einziger aus ihren Reihen dazwischen ist, außer dem gemäßigten Price.

Dem radikalen Labouchere hatte man das General-Postamt zugeordnet. Aber man sagt, daß die Königin auf das Bestimmte dessen Ernennung abgelehnt habe. Labouchere ist kein Freund von Gladstone, aber einflußreich durch sein Blatt „Truth.“ Man hätte ihn deshalb gern durch eine Kabinettsstelle gewonnen. Nun wird er Opposition machen mit seinen radikalen Freunden und sich die Hände reiben vor Vergnügen, sagt man, wenn er Gladstone alle möglichen Verlegenheiten im Haus bereiten kann.

Die irischen Parlaments-Mitglieder haben bis jetzt keine Ursache, daran zu zweifeln, daß Gladstone für die totale Selbstverwaltung Irlands thun wird, was er kann. Aber sie sind sehr mißgestimmt darüber, daß der junge, 35-jährige Baron Doughton zum Vizekönig Irlands ernannt wurde. Gladstone soll aber der Ansicht sein, wie es heißt, daß der reiche Lord durch liberales Auftreten in Dublin sehr bald die Irländer für sich gewinnen wird.

Von den neuen Ministern sind nicht weniger wie zehn Mitglieder früherer Kabinete Gladstone gewesen. Die Radikalen sollen deshalb äußern, daß nur dieselbe alte zopfige Whig-Gesellschaft wieder aus Aude gekommen sei, von welcher sich keine durchgreifenden Reformen erwarten ließen. Die meisten derselben sind aber wirklich ausgezeichnete und tüchtige Männer.

Lord Herschell war General-Anwalt und dann Lord-Kanzler unter Gladstone, mit welchem er 1886 zurücktrat. Mr. Campbell-Bannerman war Chef-Sekretär für Irland, Mr. Fowler war Schatz-Sekretär, Mr. John Morley war erster Sekretär für Irland und die rechte Hand von Gladstone in dessen Home-Rule-Kabinet in 1886. Der berühmte Jurist Sir Charles Russell war General-Anwalt in Gladstones kurzem zweiten Ministerium in 1885. Sir G. O. Trevelyan war Lord der Admiralität, Carl Spencer Vizekönig von Irland und A. J. Mundella Präsident des Handels-Amts.

Es ist keine Frage, daß sich Gladstone mit höchst tüchtigen Männern umgeben hat, zu welchen außer drei neuen auch noch Carl Roseberry zu rechnen ist, der unter Gladstone schon Sekretär des Äußeren war, und dieses Amt wieder übernommen hat. Gladstone selbst hat niemals Interesse an der auswärtigen Politik gezeigt und bei verschiedenen Fällen in Afghanistan, in Süd-Afrika und in Ägypten mit seinem Eingreifen keineswegs gesüßt.

Seine Ansichten über die europäische Lage widersprechen so sehr denen von Salisbury, den Interessen des Dreibundes und den Wünschen der Königin, wie man berichtet, daß die letztere von Gladstone die Fortsetzung der äußeren Politik Salisbury's verlangt und zugesichert erhalten haben soll. Daß Carl Roseberry dieselbe leiten wird, dessen Neutralitäts-Programm dem von Salisbury entspricht, wie er schon früher bewiesen, beseitigt alle erwähnten Beforgnisse.

Auch die auswärtigen Beziehungen, nicht bloß die inneren Verhältnisse, sind vielfach kritisch. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland haben sich durch die Welt-Ausstellungsfrage wieder sehr zugekühlt. Die Intrigen der Russen in Bulgarien schüren an einer Revolution daselbst, die jeder Zeit losbrechen kann. Die Vorgänge im Pamir-Land, in Afghanistan und Marokko sind aber für England ganz direkt vom größten Interesse.

Aufstand arbeitet daran, auf dem Hoch-Rücken der Alpen Mittel-Asien in Pamir den Weg nach Indien zu gewinnen und nach China. Es hegt außerdem die wilden Stämme in Afghanistan zum Kampf, um den Emir zu stürzen, der englischer Benignität ist, und einen ruffen-freundlichen Prinzen zum Fürsten zu machen. Dies zu verhindern, ist eine schwer zu lösende Aufgabe, die das Ministerium Gladstone übernimmt.

Und im äußersten West-Afrika schwanzt der Thron des Sultans von Marokko. Dieses Land ist, wie Bismarck einmal gesagt hat, das Bulgarien des Westens. Im Osten ist es Rußland, im Westen ist es Frankreich, welches der Unruheförderer ist. Im Osten geht's gegen Oesterreich, im Westen gegen England und Spanien. Auch hier kann die englische Politik zur Lösung einer Krise gebrängt werden.

Gladstone hat sich bekanntlich nur die eine Aufgabe gestellt, die Home-Rule-Frage zu erledigen, womit er seine lange politische Laufbahn zu schließen wünscht. Aber die Verhältnisse im Innern des Reichs und dessen Beziehungen zum Ausland drängen ihm noch andere Fragen auf, deren Lösung nicht wenigen schwierig sein wird—sofern sein Ministerium nämlich von längerer Dauer sein wird.

## Neue Funde in Aegypten.

Bei Hawara in Aegypten hat Heinrich Brugsch bedeutende Funde gemacht. An einem Hügelplatz wurden Ausgrabungen vorgenommen. In einem Gange gab eine Tasse dumpfen Klang, die höher geflügelte Morgenröthe war eben ihre Strahlen hinein, als plötzlich ein bunter Farbenschein zwischen der letzten Staubsticht hervorbrach. Ein roth-wangiges Frauengesicht von außerordentlicher Lebendigkeit der aufgetragen Farben—so erzählt der Forscher—lachte mir entgegen und verfiel mich in einen Zustand innerer Erregung. Selbst die Arbeiter, welche an der Stelle zusammenströmten, waren im höchsten Maße überrascht und schienen sich an „der schönen Herrin“ nicht satt sehen zu können. Mit der größten Vorsicht wurde die Mumie, welcher das liebliche Portrait angehört, von den sie umgebenden Erdmassen befreit und aus dem Bohren hervorgehoben. Sie lag gerade in der Mitte des Ganges, den Kopf nach Westen, die Füße nach Osten gerichtet. Eine nähere Prüfung der lebenswarmen Mumie an der Stelle des Gesichts ergab die erfreuliche Thatsache, daß das Gemälde auf Leinwand in Tempera-Malerei vor beinahe 2000 Jahren ausgeführt worden war. Portraitsbilder auf dünnen Holztafeln waren seit der Griechischen Ausstellung bekannt geworden, für die Malerei auf Leinwand im Alterthum trat dieser mein eigener Fund als erstes Beispiel auf. Selbstverständlich war mein Entschluß gleich gefaßt, die merkwürdige Mumie sofort an die königlichen Museen in Berlin einzuführen. Während der Hebung der weiblichen Mumie aus ihrem Lagerplatz in der Mitte des Ganges hatten die Arbeiter zwei neue Mumien an ihrer Seite entdeckt. Auf der rechten Seite befand sich die Mumie eines Mannes; wenn auch sorgfältig umwickelt, zeigte sie kein Portrait an der Stelle der Gesichtsmaske. Dagegen bot sich eine neue Uebersetzung dar. Das Gesicht war plastisch durch Studarbeit mit offenbar möglicher Portraitsähnlichkeit wiedergegeben, selbst der Backenbart fehlte nicht daran, und die Wäsche war hellleuchtend vergolbet. Auch dieser Fund behauptet seinen eigenen Wert.

Ein merkwürdiger Ehebruch-Prozess, dessen Ausgang gegen alle bisherigen Traditionen italienischer Justiz verläuft, hat sich vor den Assisen in der italienischen Stadt Siena abgespielt. Auf der Anklagebank saß der junge Arzt Dr. Ricci von Biancastagna, der mit der Frau eines angesehenen Bürgers ein Verhältnis unterhalten und den Gatten—der das Bärchen „in flagranti“ übernahm—niedergeschossen und schwer verwundet hatte. Angeklagt war Dr. Ricci des versuchten Todschlags, des Ehebruchs und verbotenen Waffen-tragens. Sämmtliche Zeugen sagten aus bergeshalt zu Gunsten des Dr. Ricci aus—der reiner als ein Engel aus dem Prozesse hervorging—, daß die Geschworenen ihn unter dem Jubel seiner in Wäsche herbeigekehrten Freunde und Kollegen freisprachen. Der gerührte Gatte hatte übrigens die Klage auf Ehebruch zuvor zurückgezogen.

Welchen Umfang die Auswanderung aus Finnland, dem Weichselgebiete und den Ostsee-Provinzen in den letzten Jahren angenommen hat, erweisen die amtlichen Zahlen. Darnach sind über deutsche Häfen 1889 36,529, 1890 85,548, 1891 109,515 Personen ausgewandert, mit denjenigen die über Holland, Frankreich und England gehen, ergibt für das Vorjahr mindestens eine Anzahl von 150,000 Auswanderern. Ein großer Bruchtheil bestand aus Juden, denen man in ihrer Heimath den Aufenthalt auf jede Art verleidet, ja, unmöglich gemacht hat. Fast ausnahmslos waren es jüngere, arbeitsfähige Leute, die in die Fremde gingen.

Aus dem Berliner General-Consulats-Distrikt, der die 13 Consulate von Norddeutschland umfaßt, wurden im Fiscal-Jahr 1891—92, laut Aufstellung des General-Consuls Edwards, Waaren im Werthe von 846,076,450 nach Amerika exportirt, was einer Abnahme von 88,329,002 gegen das Fiscal-Jahr 1890—91 gleichkommt. Die Abnahme fällt fast ganz auf den Ruder-Export.

Kurz vor Abgang des Dampfers „Havanna“ nach Havanna erhielt der Schiffszahlmeister Nieto Monad die erfreuliche Nachricht, daß ein jenseits verstorbenen Onkel in Cadix ihm 250,000 vermacht habe. Natürlich wird der glückliche Zahlmeister nunmehr schleunigst nach Spanien reisen, um den schönen Rammon zu heben.

## Das Hofers-Spiel.

Ueber das Hofers-Spiel zu Dornbirn schreibt die Allg. Ztg.: Der malerisch am Fuße der Stauenspitze gelegene Marktort Dornbirn bildete diesen Sommer den Schauplatz einer höchst interessanten, volkstümlichen Aufführung. An jedem günstigen Sonntag Nachmittag veranstaltete der Militär-Veteranen-Verein Dornbirn, einer der zahlreichen Ortschaften, welche zusammen den Hauptort der vorarlbergischen Industrie bilden, ein sogenanntes Hofers-Spiel, eine theatrale Darstellung der Andreas-Hofers-Tragödie im großen, an der gegen 300 Personen sich beteiligten. Neben den hergebrachten Bauern- und weltlichen Spielen an einzelnen Gebirgsorten in Baiern und Tirol verdient auch dieser Versuch, in der modernen, kunstabgewandten Zeit der großen Masse des Volks durch die dramatische Aufführungen großen Stils aus der Mitte dieses Volkes selbst heraus ein sichtlich erhebendes und vereheltes Schauspiel zu bieten, jedenfalls freundliche Beachtung.

Das Theater von Dornbirn ist ein höchst Naturtheater. Im Gegensatz zu ähnlichen Spielen, wo Publikum und Künstler sich in gedeckten Räumen oder geschlossenen Gebäuden befinden, spielt sich hier Alles unter offenem, freiem Himmel ab. Die schöne Gegend des Rheintales hat hier selbst den besten Schauplatz hergegeben: man hat einen weiten Weizenplan umweh des hochgelegenen Oberdorf gewählet. Die Couffissen des Hintergrundes bilden die in Steilwänden und waldigen Hängen zum Thal abfallenden Berge, zur Rechten u. Linken befinden sich im Schatten versteckte Grotten, und die Scene selbst ist von Gräben und mit Obstbäumen besetzten leichten Hügeln durchzogen. Die Naturbühne mag den Umfang von einer halben Stunde haben, aber sie ist von allen Zuschauerpunkten gut zu übersehen. Menschenhand hat nur wenig zur Dra- pierung gethan. Ein niederes, hölzernes, grünverhangenes Podium, auf dem die Sprechenden auftreten, rechts eine Kapelle, links das Kreuzwirthshaus und im Hintergrund, am Abhang aus niederm Unterholz aufragend, eine Almhütte, das ist Alles, was die äußere Ausstattung verlangte.

Je weniger für die Bühne geschieht, desto mehr haben die Darsteller auf sich selbst verwandt. Mit klingendem Spiel selbst eine ganz französische Armee-eranzien, an ihrer Spitze den Marschall Lesebre, gefolgt von Cavallerie in schwarzen Varenmützen und zwei langen Colonnen Infanterie mit weißer Tricolore und begleitet von zwei schmucken Marketerinnen. Den Schluß bilden einige wohlbesetzte und stark bemante Geschütze. Es geht in dem Stücke unheimlich naiv zu, doch wäre es ungerecht, den Maßstab einer ernsten Kritik an diesen Text legen zu wollen. Man muß sogar bekennen, daß sich ohne diese gänzlich Verhinderung von Wahrscheinlichkeit und historischen Thatsachen kaum eine völlige Einheit des Ortes und der Zeit hätte herstellen lassen.

Und doch ist es nur hierdurch möglich, daß sich die ganze bedeutende Handlung mit Leichtigkeit in einer Zeit von kaum zwei Stunden abspielt—die richtige Länge, um das Publikum nicht zu ermüden, sondern bis zum letzten Augenblick in einer athemlosen Spannung zu erhalten, die in der That überall herrscht. Von diesem Standpunkt aus beurtheilt, ist das Stück, das alle Hauptpunkte der Hofers-Tragödie in knapper Form in derbein kräftigem Stil eng zusammenge- drängt verknüpft, sogar sehr geschickt gemacht, und wir verzeihen ihm gern die zahlreichen Anleihen aus älteren Stücken, besonders aus Immermann's „Andreas Hofers“, um so mehr, als der Verfasser frei von der Eitelkeit ist, seinen Namen auf dem Textbuche zu nennen.

Die Sicherheitsverhältnisse Ver- lins.

Der soeben erschienene Bericht des Berliner Polizeipräsidiums beschäftigt sich auch mit den Sicherheitsverhältnissen der Reichshauptstadt. Es heißt darin: „In ähnlicher Weise, wie früher der Ruf Berlins in Betreff der persönlichen allgemeinen Sicherheit durch die theils erkennbaren, theils sensationell ausgebauchten Nachrichten über angeblich vorgekommene Verbrechen, Mord- und Raub-anfälle u. zu seinem Schaden getrübt worden war, wird auch jetzt noch in der Presse zuweilen über die angebliche Unsicherheit der Stadt im öffentlichen Straßenverkehr geklagt und der Polizei fort und fort der Vorwurf gemacht, daß sie es an der nötigen Aufsicht fehlen lasse oder ungewöhnliche Anordnungen treffe. Auch in dieser Beziehung wird stets auf die Verhältnisse anderer größerer Städte, namentlich Londons, hingewiesen, wo die Ordnung des Straßenverkehrs müßtergiltig sei und diejenige in Berlin weit überlege. Es soll nicht bestritten werden, daß in London der Straßenverkehr außerordentlich gut geordnet und beaufsichtigt ist. Es stehen aber auch dort der Behörde außerordentliche Kräfte zu diesem Zweck zu Gebote. Während in London für den bloßen Straßen-Aufsichtsdienst 11,810 Beamte zur Verfügung stehen, bleiben in Berlin für den Straßenverkehr nur 2871 Mann übrig, von denen ein Drittel dienstreif, ein Drittel auf Wache und ein Drittel, also nur 690 Mann, auf der Straße Posten- und Patrouillen-dienst haben und dabei noch Rederchen, Bestellungen und andere Aufträge zu erledigen haben, so daß man höchstens 600 Mann nur für den Aufsichtsdienst

auf der Straße rechnen kann. Die Londoner Polizei verwendet 11,810 Mann, bei einer angenehmen gleichen Bevölkerung im Drittelreich, also etwa 3946 Mann, im Verhältnis der Größe der Einwohnerzahl von 1,3,5, immerhin also noch doppelt so viel Beamte als Berlin für diesen Dienst und kann mithin eine doppelt so große Aufsicht üben. Die in Berlin vorgekommenen Unfälle im Straßenverkehr stehen durchaus nicht etwa in einem schreienden Mißverhältnis zu London, wie man glaubt, und den Klagen unterliegt. Während in Berlin mit 1,578,794 Einwohnern im Jahre 1889—90 auf 5444 Einwohner je ein Verdröter und auf 2011 Einwohner je ein Verlester kam, wurde in London mit 5,500,576 Einwohnern von 4203 Einwohnern je einer getödtet und von 1105 je einer verletzt. Berlin steht also London gegenüber sehr günstig.

In der Meinung des Publikums werden die Ede der Friedrichstraße und der Linden, die sogenannten Königs- und der Potsdamer Platz für die gefährlichsten Punkte gehalten und man glaubt, daß gerade dort sehr viele solcher Unfälle sich ereignen. Die amtliche Liste widerspricht dem ganz entschieden, denn im Jahre 1890 sind an der Königs- und Potsdamer Platz ebenfals nur 8 Unfälle vorgekommen. Es waren größtentheils nur leichte Verletzungen, die die Betroffenen erlitten. Es ist dies ein sprechender Beweis, daß man sich aus oberflächlichen, gelegentlichen Beobachtungen für schwer ein richtiges Urtheil über derartige Vorkommnisse bilden kann, daß dasselbe vielmehr immer nur aus statistischen Angaben, nach amtlichen Beobachtungen und Feststellungen auf sicheren Unterlagen sich herleiten läßt.

Es würde interessant und lehrreich sein, die Sicherheitsverhältnisse der großen amerikanischen Städte mit denen Berlins zu vergleichen.

## Afrikanische Zwergvölker.

Ueber die ethnographischen Verhältnisse der von der Expedition Dr. Edwin S. Sutherland durchzogenen Gebiete nach Dr. S. Sutherland dem „Deutschen Kolonialblatt.“ eine ganze Reihe von Mittheilungen, deren eine sich mit den viel genannten, aber noch immer wenig bekannten Zwergvölkern befaßt. „Zu den Nordwest-Stämmen jenes Gebietes, deren Sprache völlig von allen anderen abweicht, gehören die Womui, die Wambuba und die Waleffe. Die Waleffe teilen ein Dreieck aus den zwei mittleren Oberzähnen, die fälschlich Wambuba das Zähnefächerchen von den Wawira-Stämmen adoptirt. Sie scheinen mir die eigentliche Urvölkerung des Urwaldes zu sein, allmählig wurden sie von den nach Nordwest vordringenden Wawira-Stämmen verdrängt und nach Allem, was ich habe erfahren können, schließen sich ihnen eng die Zwerge an. Diese scheinen als ihre Sprache dieselbe wie die Kileffe und Kimbula zu reden und sich selbst ebenso „Ene“ zu nennen, wie es Womui, Waleffe und Wambuba thun. Die nördlichen Wambuba waren ebenfalls zwergenhaft klein und wohnten in genau denselben Hütten wie jene, obgleich die Bananen und Mais bauten. Es scheint, als ob er Wald ursprünglich mit diesen nomadischen, von Jagd und Wurzeln lebenden Waldvölkern bewohnt war, daß sie aber durch einerseits von Süden, andererseits von Norden vordringende Völker verdrängt wurden, sich mit ihnen mischten und Beide den Ackerbau von ihnen annahm. Damit stimmt auch ihre Verbreitung überein, nach Westen erreichen sie die Wambuba nur selten, überschreiten den Jburn nicht weit, ebenso wie sie nach Norden nicht weit über den Bomolandi zu gehen scheinen. Ob sie vielleicht doch noch unter sich eine eigene Sprache haben, hoffe ich an einem lebenden Zwerg noch festzustellen, es scheint mir nicht zu sein und Zwerge aus den Wawira-Ländern scheinen als Ausgangssprache sich deren Sprache zu bedienen. Schnaklaute höre ich nie. Bescheidung scheint bei den Zwergen nicht überall geübt zu werden, Ränne werden nirgends angehört, Lippen dagegen häufig zwei Mal durchbohrt. Die weitere Begründung sowie alle näheren Angaben muß ich mir bis später vorbehalten, ich will nur erwähnen, daß nach Erkundigungen in südlichen Kongobeden im Wafussa Land am Vomami ein Zwergvolk, „Tunguti“ oder „Wambonileh“ genannt, vorkommen soll, das Ackerbau betreibt und von Außen mit Lehm bestrichene Hütten bewohnt soll. Hellfarbene Individuen mit langen Bärten sollen häufig sein. Keinesfalls scheinen mir die Zwerge einer völlig von anderen abweichenden Menschenrasse anzugehören, sie haben durchaus Negeigenschaften und -haar, und es sind außer ihrer Kleinheit die etwas kühleren, roth Lippen und das äußerst stark entwickelte feine, blaue Körperhaar ihre Merkmale.

Durch Verfall von Pferd und Wagen wurden in der Nähe von Voitsdorf bei Aßling unterirdische Gänge entdeckt. Diese Gänge stehen alle mit einander in Verbindung und dehnen sich hauptsächlich von Südwest nach Nordost aus. Bis jetzt ist man mit diesen unterirdischen Höhlen, die auf eine unbekante Vergangenheit hindeuten, noch nicht im Klaren. Eine wissenschaftliche Untersuchung dürfte bald Licht in diese Angelegenheit bringen.

Beim Zusammenbruch einer großen Tribüne in Lannemegan, einem Sommeraufenthalt in den Pyrenäen, wurden 300 Personen unter den Trümmern begraben, und 50 schwer verletzt.

## Entstehung des Erddis.

Die Frage nach der Entstehung des Erddis ist, wie den Lesern aus früheren Mittheilungen bekannt sein wird, neuerdings wieder in lebhafter Erörterung gezogen worden. Während bis vor Kurzem die Hypothese des bekannten russischen Professors Mendeleeff, nach welcher das Erdöl durch die Einwirkung von Wasser auf die feurigflüssigen kohlenhaltigen Metalle des Erdinneren entstanden sein sollte, namentlich unter den Chemikern sich großer Anerkennung erfreute, ist in neuerer Zeit mehr und mehr die von geologischer Seite schon früher geltend gemachte Ansicht in den Vordergrund getreten, daß das Erdöl thierischen Ursprungs sei. Auch die Chemiker wandten sich dieser Anschauung zu, nachdem Professor G. Engler in Karlsruhe durch den Versuch nachgewiesen hatte, daß aus thierischen Fetten, wenn dieselben unter Druck befeuchtet werden, Stoffe entstehen können von derselben Art, wie sie im Erdöl vorkommen. Der Hauptvorwand gegen den thierischen Ursprung des Erddis war bisher noch der, daß der Erddis, welcher ja im Thierkörper eine so wesentliche Rolle spielt, in vielen Erdölen nicht nachgewiesen werden konnte.

Jetzt ist auch dieser Grund hinfällig geworden, denn in neuester Zeit ist durch sorgfältige Untersuchungen darge- zeigt, daß Erdöl ein regelmäßiger, wenn auch unbedeutender Bestandtheil des Erddis ist. Es sind nunmehr die Grundlagen geschaffen, eine Theorie der Erddisbildung anzubauen, welche einigen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben darf. Nach dieser Richtung liegt eine umfangreiche Arbeit von Zolozietz vor, dessen Ansichten kurz darauf von A. Reith und C. Scheffelpol in einigen Punkten abgeändert, im Wesentlichen aber angenommen wurden. Wie man sich auf Grund der Ansichten der genannten Forscher sowie derjenigen Engler's die Vorgänge bei der Erddisbildung etwa vorzustellen hat, geht aus folgenden Mittheilungen hervor, die wir einem von Dr. F. Förster, Assistenten an der physikalisch-technischen Reichsanstalt, in Nr. 29—31 der „Naturwiss. Rundsch.“ veröffentlichten, sehr lesenswerthen Aufsätze, „Ueber das Erdöl“ entnehmen.

Das Vorkommen des Erddis in Gesteinen, die durch Abwas aus dem Wasser entstanden sind (Sedimentgesteine), ist, wie das vielfach gleichzeitige Auftreten von Del und hochsalzigem Wasser lassen es als sicher erscheinen, daß das Material für unser Erdöl durch die Thierwelt des Oceans geliefert ist. Es erhebt sich auf den ersten Blick einigermaßen schwierig, eine so große Anbauung von Thierleibern auf begrenztem Raume anzunehmen, daß aus ihnen jene Erddis-vorräthe entstehen konnten, welche viele Millionen Centner bereits geliefert haben und sicherlich noch weiterhin liefern werden. Aber die Paläontologen stellen uns auf Grund ihrer Befunde unbedeutend ganz unbegrenzte Mengen von Leibern der gewaltigen Saure, von Fischen, von Tintenfischen und anderen Weich-thieren zur Verfügung. Ihre Leichen wurden, wenn die Thiere im freien Weltmeer gelebt hatten, vielfach an die Küste geschwemmt und fanden sich hier mit den Lebertresten der Küstenfauna zusammen, welche jedenfalls noch reicher entwickelt war, als diejenige der offenen See. Es sind offenbar die Ufer vorweltlicher Meere, an denen wir heute unsere größten Erddislager finden, welche so dem Zuge großer Gebirgsstetten in ihrem Verlaufe sich eng anschließen. Diese, deren Haupterzeuger als Insekten die damaligen Meere überzogen, bildeten an flachen Uferstellen, in Buchten und Lagunen geeignete Vorrathslager für die Leichen der Seethiere, die hier dem Fäulnißproceß unterlagen.

In Bezug auf den Verlauf des letzteren wird man an der thierischen Substanz die stickstoffhaltigen Muskelstoffe von den stickstofffreien Stoffen wohl unterscheiden. Die ersteren werden durch das Wachsen der Fäulnißmikroben rasch zer- setzt, und der Stickstoff entweicht als Ammoniak oder in Gestalt der in Wasser leicht löslichen, also auch leicht fortzu- baren organischen Basen; die Fette hingegen widerstehen den Fäulnißproceßen, zumal wenn noch besondere erhaltende Einwirkungen hinzukommen, in sehr hohem Maße. Daher ist es schon oft beobachtet worden, daß dort, wo thierische an Fett reiche Körper begraben wurden, nach vielen Jahren noch reichliche Fett- massen aufgefunden wurden, und zwar besonders bei Gegenwart von Wasser. Dieses sogenannte Leichenfett (Adipocire) wird sogar noch treulich vorhanden, wenn selbst die Knochen des Thieres bereits verschwunden waren.

Die Fäulnis der stickstoffhaltigen Stoffe ging Anfangs rasch von Statten, wurde dann aber langsam, als die davon noch nicht ergriffenen Theile sich mit Sand und Schlamm bedeckte; auch das Seewasser konnte seine anhaltende Wirkung ausüben und besonders die noch an- gerichteten Fettmassen davor schützen, daß auch sie schließlich den Fäulnißmikroben zum Opfer fielen. Unter der Sand- und Schlammdecke dauerte aber die Fäul- nis der stickstoffhaltigen Stoffe, wenn auch verlangsamt, fort, so daß diese bis auf kleine Reste verschwunden waren, als jene Decke so dicht geworden, daß ein Entweichen der stickstoffhaltigen Fäulnisprodukte nicht mehr statt- finden konnte.

Der Druck dieser gasförmigen Fäulnisprodukte kam zu dem äußeren Druck der überlagernden Sedimentstich- tungen hinzu, um die Festigung der Fett- substanz einzuleiten. Wärme kann bei

jenen Fäulnissen nur in geringer Menge entwickelt worden sein; den Wärme-factor in den oben erwähnten Engler'schen Versuchen müssen wir bei der natürlichen Entstehung des Erddis durch den Zeitfactor ersetzen, wir wir es sonst thun müssen, wenn wir Laborato- riumsversuche auf natürliche, zumal geologische Verhältnisse übertragen wollen. Und Zeit steht uns reichlich zur Verfü- gung, da die Erddis in tertiären Schichten eingebettet gefunden werden. Die Fäulniszeit schritt vor, je größer der Druck wurde, den die immer mächti- ger werdenden Gesteins Ablagerungen und die zunehmenden gasförmigen Reaktionsprodukte auf die thierischen Reste ausübten. Bis zu welcher Größe dieser Druck anwuchs, das kann man aus der Gewalt mancher Erdöl-Springquellen ersehen.

Von Zolozietz ist überzeugend nachge- wiesen worden, daß das sogenannte Erd- ölsäure (der Dokerit) von dem man z. B. in Galizien große Mengen findet und zur Paraffinabfabrikation verwendet, ein jüngerer Produkt der Fäulnis thierischer Fette, also ein Uebergangsstadium zwischen dem Leichenfett und dem Erdöl vorstellt. Wir dürfen daher sagen, daß ähnlich wie die Reste untergegangener Floren aus jüngerer und älterer Zeit als Torf, Braunkohle und Steinkohle uns überlie- fert sind, so im Leichenfett, im Erddis und Erdöl die aufeinanderfolgenden Um- wandlungsprodukte vergangener Thier- geschlechter uns entgegenreten. In der Kohle liegt uns das Zeugnis des gewaltig entwickelten Lebens des Festlandes, im Erdöl dasjenige für eine hochgesteigerte Lebensfähigkeit im Schoße der Meere längst vergangener Erdzeiten vor; in der Kohle und im Erdöl sind beide nach Jahrmillionen wieder auferstanden in Gestalt von unentbehrlichen Attributen des heutigen Kultur-Lebens der Menschheit.

## Der stehende Meer-Automat.

Eine volkwirtschaftlich-mechanisch-militärische Untersuchung.

Wir leben im Zeitalter der selbststän- digen Automaten. Jeder Gang durch die Straßen führt uns die schier fabelhaften und noch in's Unendliche ausdehnbaren Leistungen dieser fein konstruirten Maschinen vor die Augen. Schon wird durch sie eine große Menge von Arbeits- kräften, die bisher von Geschäftsleuten aller Art für die geisttödtende Verarbeit- ung verschiedener Verkaufsobjekte un- nöthiger Weise vergeudet und bezahlet wurden, für eine nützlichere und des menschlichen Geistes würdigere Thätig- keit frei.

Warum nun—so fragen wir, ohne uns in weitere akademische Erörterungen einzulassen—verwendet man den selbststän- digen Automaten nicht für mili- tärliche Zwecke? Bewegt sich denn nicht ohnehin schon der gewöhnliche Soldat rein mechanisch?

Unserer Meinung nach kann man das stehende Meer ganz abschaffen und durch selbstthätige Automaten ersetzen.

Wozu ist es z. B. noch nötig, einen lebendigen Menschen neben einem Schild- haub als Posten stehen zu lassen? Würde eine exalt gearbeitete Maschine hierzu nicht vollständig ausreichen? Der Herr Vorgesetzte geht vorüber, wirft in üblicher Weise einen Nidel in die dazu bestimmte Defnung, und der „Posten“ erweist ihm sofort in der vor- geschriebenen Weise alle Ehrenbezeu- gungen.—Glaubt der Herr Offizier der letzteren entziehen zu können, nun, so behält er den Nidel in der Tasche, braucht dem Apparat nicht zu danken und winkt ihm ab.

Wie oft haben nicht schon im Reichs- tage die bekannnten freisinnigen Wähler über die angeblich ganz ungerechtfertigte Verwendung Tausender von Soldaten als Offiziersburschen raifonnirt! All' diese lächerlichen Tiraben werden künftig wegfallen, wenn der selbstthätige Automat mit präzisester Gewissenhaftig- keit die Stiefel und sonstigen Uniform- stücke seines Herrn putzen und mit geradezu märchenhaftem Glanz versehen wird.

Und auch die Küchin wird auf ihre Rechnung kommen. Ein paar kalte Co- lettees und wenige Duzend Köche oder Kartoffeln in den Automaten gewonnen, und die herzynigste Umarmung wird ihr folgen.

Und hat der Automat einmal in schänd- lich, durch einen Constructionsfehler hervorgerufener Pflichtvergessenheit oder Insubordination einen großen Schaner gemacht, so scheidet man ihn zu Water Philipp, löst ihn zweckentsprechend ein und setzt ihn durch fortbauende Nidel- einwirke so lange zu, bis er hörbar brummt.

Das Wichtigste aber ist seine Verwen- dung im Kriege. Man stellt längs der ganzen Grenze Automaten auf. Werden sie vom Feinde ertrogen wie an ihrer empfindlichsten Stelle beschossen, oder be- stochen, so eröffnen sie ein Belotontener, dem absohit nichts Widerstand leisten kann, während sie selbst, gepanzert wie sie sind, ganz unverwundbar bleiben.— Welch' ein Triumph der Civilisation! Alle utopischen Friedensligas werden entbehrlich, alle Pfaffen, wie „Die Wassen nieder!“ müssen verschwinden. Die Menschheit wird aufatmen. Die gesammten Vaterländer mögen ruhig sein!

Die Kronprinzessin von Schweden hat der ägyptischen Alterthumsammlung der Universität Upsala in Berlin einen sehr kostbaren Mumiensarg geschenkt, welcher die Leiche einer vornehmen ägyptischen Dame aus dem Schluß des zweiten Jahrtausends vor Christi Geburt umschließt.